

Kommen und Gehen — Scheiden tut weh. Aber zum Glück verabschieden wir uns in diesem Heft nur von Kolumnen, nicht von den Personen. Michèle Roten beendet ihre Kolumne nach knapp zehn Jahren, die Gründe für diesen Entscheid zählt sie in ihrer Abschiedskolumne auf Seite 7 gleich selber auf. Wir bedanken uns bei Michèle für alles, was sie für dieses Heft getan hat, und hoffen sehr, dass der drittletzte Satz ihrer letzten Kolumne bald in Erfüllung geht. Auch Thomas Helds Kolumne erscheint in diesem Heft zum letzten Mal. Zwei Jahre hat uns der be-

kannte Soziologe mit seinen Texten zum Nachdenken angeregt und überhaupt die erste Aufgabe eines Intellektuellen übernommen: unpopuläre, oftmals auch schwächere Meinungen zu stärken. Dafür bedanken wir uns auch bei ihm von Herzen.

Wenn etwas geht, kommt auch etwas Neues: Unser Heft erscheint bald in einem leicht veränderten Kleid und mit neuen Kolumnen.

Wir wünschen Ihnen allen frohe Ostern.
FINN CANONICA



Christoph Blocher in seinem Büro, 1983

Text JAN CHRISTOPH WIECHMANN

8 NIEDERGANG EINER FAMILIE

Warum explodierten vor einem Jahr zwei Bomben am Boston Marathon? Ein Besuch bei den Verwandten der beiden Täter.

Text DANIEL BINSWANGER

18 YVES SAINT LAURENT'S LAUNEN

Wie lebte der ebenso geniale wie labile Modeschöpfer? Darüber haben wir mit seinem ehemaligen Lebenspartner Pierre Bergé gesprochen.

Text CHRISTOPH BLOCHER

22 WER MICH WIRKLICH PRÄGTE

Christoph Blocher antwortet «Magazin»-Autor Thomas Zaugg, der ein Buch über die Vordenker des Politikers geschrieben hat.

Mehr vom «Magazin» auf blog.dasmagazin.ch

Leserbriefe veröffentlichen wir auf
leserbriefe.dasmagazin.ch



Christoph Blocher im landwirtschaftlichen Praktikum, 1959

DER WIRKLICHKEIT VERPFLICHTET

Christoph Blocher fühlt sich missverstanden: Hier schreibt er, warum «Magazin»-Autor Thomas Zaugg sich irrt und was sein Denken wirklich prägte.

Text CHRISTOPH BLOCHER

Es scheint ein grosses Bedürfnis zu bestehen herauszufinden, warum man ist, wie man ist. Ich selber stelle mir solche Fragen für mich nicht.

Aber es gibt bereits Bücher über mich sowie einen Film, der versucht, das herauszufinden.

Den jüngsten Versuch unternimmt der Historiker Thomas Zaugg mit «Blochers Schweiz». Manche meiner frühen Parlamentsvoten und Zeitschriftenkolumnen sind mir erst bei der Lektüre von Zauggs Buch wieder ins Gedächtnis gerückt. Ich wandte jedoch ein, der Titel «Blochers Schweiz» töne nicht gerade wissenschaftlich. Ich besitze zwar vieles, auch eine politische Überzeugung, aber eines habe ich ganz sicher nicht: eine eigene Schweiz. Schon sind wir mitten im Problem, nicht nur von Zauggs Studie, sondern vom Zustand der heutigen Geisteswissenschaften – insbesondere der Sozialwissenschaften –, sofern diese überhaupt Wissenschaften sind. Unser Bildungssystem ist hauptsächlich darum zum Gesinnungssystem verkommen, weil es von Thesen ausgeht (und dort meist stehen bleibt) statt von der Wirklichkeit.

Umso bemerkenswerter erscheint mir das Schlusskapitel von Thomas Zaugg über «Blochers «Wirklichkeit»». Es geht aus von der theologischen Erkenntnis, dass die Kirche wartet, «bis ihre Zeit kommt». Dies gilt natürlich nicht nur für die Kirche. Und so stellt der Autor denn auch aufgrund meiner politischen Botschaft und meines Wirkens fest: «Doch könnte die wirkliche Welt der Wurzeln, des Kleinen und der Berge bald wieder so kräftig aufscheinen wie im 20. Jahrhundert. Sie kehrt immer auch dann zurück, wenn ein entfesselter Liberalismus den Menschen zu wenig Halt gibt.» Und ich füge an: Ich bin überzeugt, dass das Warten nicht mehr allzu lange dauern wird.

Meine «Wirklichkeit»

Thomas Zauggs korrekte Analyse lautet, dass der Schlüssel zum Verständnis meines Wirkens im Begriff «Wirklichkeit» liegt. Dies gilt in meinem Leben nicht nur für die Politik, sondern viel mehr noch für meine Tätigkeit als Industrieller, Offizier, Familienvater.

Zauggs Arbeit nagt am Begriff «Wirklichkeit» wie an einem Knochen, beharrlich, aber letztlich vergeblich. Das ist begreiflich, denn die drei Begriffe im Untertitel von «Blochers Schweiz» – «Gesinnungen, Ideen, Mythen» – stehen der Wirklichkeit völlig entgegen. Sie treffen den Kern meiner Überzeugung und meiner Arbeit nicht. Gesinnungen, Ideen und Mythen sind geistige Konstrukte. Doch das Zentrale meiner Tätigkeit – nicht nur der politischen – besteht in der ununterbrochenen Suche und Beachtung der Wirklichkeit.

Der Grund dafür liegt wahrscheinlich in einer Tatsache, welche die meisten meiner Biografen – allesamt Akademiker – zu wenig beachtet oder gar ausgeklammert haben: Meine Haupttätigkeit war mein Beruf, und dieser hat mich mehr geprägt als die Politik, die mir immer nur Nebenbeschäftigung war und ist. Ich gelangte auf dem zweiten Bildungsweg zum Studium und habe vorher eine Ausbildung als Landwirt abgeschlossen. Für studentische Höhenflüge – vor allem für die damals aktuellen 68er-Unruhen – hatte ich wenig Verständnis. Ich wusste: Wer als Bauer nicht von frühmorgens bis spätabends die Lebenswirklichkeit beachtet – sei es die der Natur, des Bodens, der Tiere, der Ökonomie –, verliert Haus und Hof. Später als Unternehmer und Industrieller wusste ich: Wer nicht ununterbrochen die Wirklichkeit der Märkte in den Mittelpunkt stellt, geht unter.

Bei der Beurteilung der Wirklichkeit spielt die Lebenserfahrung eine wichtige Rolle.

Ich war in meinem beruflichen Leben stets in leitender Stellung tätig und bin es auch heute noch. Ich musste also stets führen, das heisst Probleme lösen und Lösungen durchsetzen. Was ist ein Problem? Es ist die Differenz zwischen dem, was sein soll, und dem, was ist. Wie es sein soll, ist anhand von Wünschen, Sehnsüchten, Träumen, Zielen, Thesen etc. leicht festzulegen. Entscheidend, aber auch schwieriger ist das Feststellen der Wirklichkeit – des «Ist»: Diese wird in Wirtschaft, Politik, Armee, aber auch im persönlichen Leben oft falsch eingeschätzt oder ganz missachtet. Denn es ist bequemer, diese zu beschönigen, zu idealisieren, zu vernebeln. Was nicht sein soll, darf nicht sein. Dadurch wird das Problem verneint und muss nicht gelöst werden. Zahlreiche Unternehmen sind genau daran zugrunde gegangen. In der Politik ist dieser Missstand geradezu Programm. Darum werden jene, welche die Wirklichkeit ergründen und sie aussprechen, zwangsläufig anecken, anstossen und im heutigen oberflächlichen Politik- und Medienbetrieb verteufelt.

Thomas Zaugg versucht aufzuzeigen, dass sich mein Wirken durch allerlei frühere (gemeint sind natürlich veraltete) national-konservative Theorien aus der geistigen Landesverteidigung der unmittelbaren Vorkriegszeit und Kriegszeit erklären lasse. Der Autor widmet den Grossteil seiner Arbeit zahlreichen Leitfiguren der 1930er- bis 1950er-Jahre aus Politik, Wissenschaft, Kultur und Theologie.

Wie verhält es sich damit? «Zeit und Landschaft prägen die Menschen», heisst es. Ich selber bin im Kriegsjahr 1940 geboren und im Pfarrhaus in Laufen am Rheinfluss aufgewachsen. Von da blickten wir nach dem damals feindlichen Deutschland. Von der Stube aus sahen wir den Zug Schaffhausen–Zürich, der über

deutsches Gebiet fuhr und dessen Wagen bei der Durchfahrt abgeschlossen wurden. Die Schweiz war im Jahre 1941 von den Achsenmächten und der fürchterlichsten Diktatur unter Hitler umringt. Der Vater erklärte den Kindern, dass die Bestrebungen Hitlers böse seien und dass die Schweiz gegen diese Ideologie Widerstand leisten müsse. Lebensmittel waren nur gegen Rationierungsmarken zu kaufen. Der Krieg war nahe, in unserem Hause waren Offiziere und Unteroffiziere der Schweizer Armee einquartiert, unter anderen ein sehr liebenswerter Hauptmann namens Senn, der mir am Schluss des Krieges eine Holzkuh schenkte, die ich als liebsten Spielzeug stets in hohen Ehren hielt. 1944 wurde Schaffhausen bombardiert, während wir Kinder assen. Es gab «Wähe», und jedes nahm beim Flugzeuglärm seinen Teller mit, um in den Keller zu rennen. Es war zum Glück kein deutscher Angriff; die Amerikaner hielten das rechtsrheinische Schaffhausen irrtümlicherweise für eine deutsche Stadt. Auf dem Friedhof neben unserem Haus wurden einige der vierzig Toten begraben, und der Grabstein, auf dem der Bombenangriff dargestellt war, begleitete meine Kindheit.

Der Vater sprach oft auch noch nach dem Krieg in tiefsinnigen Gesprächen über die Natur des Menschen, die Entartung ins Böse am Beispiel der Nationalsozialisten. Er sprach über die Bedeutung der Armee, die es brauche, um das Böse zu bekämpfen und das Land zu schützen. Man könne Armeen – auch eine eigene Armee – für das Böse missbrauchen; dann müsse man vielleicht sogar den Dienst verweigern, dann aber auch die Strafe erdulden.

Kaum war der Krieg beendet, eilten die Amerikaner dem geschlagenen deutschen Volk mit dem Marshallplan zu Hilfe. «Das Böse ist besiegt, jetzt folgt Hilfe für den Wiederaufbau», erklärte der Vater. Karl Barth – kein Moralist – soll es auf seine Weise gesagt haben: «Geht hin und helft den Hitlerbuben!»

Diese von unseren Eltern «Nächstenliebe» genannte Hilfe erlebten wir im Kleinen. Jeweils an Sonntagen fuhren alte, verbeulte, als Cars benutzte Lastwagen mit ausgehungerten Kindern aus dem Raum Donaueschingen in unsere Gemeinde. Der Vater verteilte die Kinder auf viele Familien zum Mittagessen. Am Abend wurden sie wieder heimgebracht. Ich sehe meinen Vater, wie er vor der Rückfahrt verbotenerweise Schokoladepakete unter die Fahrzeuge band.

Sind es solche Erlebnisse, die den fünfjährigen Knirps geprägt haben? Vielleicht. Jedenfalls bin ich überzeugt, dass das Leben den Menschen wohl mehr prägt als viele «geistige Lehrer».

Geistige Landesverteidigung

Heute weiss ich: Die Schweiz hat sich damals entschlossen, durch totale Verteidigungsbereitschaft und möglichst neutrales Verhalten zu widerstehen. Sie tat es militärisch, ökonomisch, diplomatisch – auch mit gehöriger Schlaueit. Einen Teil dieser Abwehrstrategie bildete die «geistige Landesverteidigung». Führende Köpfe der Geisteswissenschaften haben den Schweizern den Wert von Freiheit, Demokratie und Föderalismus dargelegt, um dafür zu sorgen, dass sich die Schweizer nicht durch die gefährliche Ideologie Deutschlands und Italiens anstecken liessen, was die Verteidigungsbereitschaft untergraben hätte. Sie thematisierten die Entstehungsgeschichte der Schweiz von 1291 über 1848 bis zu den Vierzigerjahren. Dass dabei auch auf die Geschichte, auf Mythen und Gesinnungen zurückgegriffen wurde, ist zwingend.

Zaugg befasst sich eingehend mit den «geistigen Landesverteidigern». Was habe ich von diesen damaligen Denkern mitbekommen? Philipp Etter, den langjährigen Bundesrat (darum auch

Etternel genannt) und Vater der Kulturbotschaft von 1938, kenne ich nur oberflächlich durch die Geschichtsschreibung. Weitgehend fremd ist mir der demokratiemüde Gonzague de Reynold, genauso der Bismarck-Verehrer und Historiker Leonhard von Muralt oder der Kulturgeograf Emil Egli, von dem ich glaube, erstmals in Zauggs Arbeit gehört zu haben. Von den genannten Leitfiguren bin ich dagegen Georg Thüerer und Karl Schmid persönlich begegnet.

Thüerer vertrat während der Kriegs- und Nachkriegsjahre in zahlreichen dichterischen und historischen Publikationen den Standpunkt einer unabhängigen, neutralen Schweiz. Ihn und seine Frau kannten und schätzten meine Eltern. Sie kannten sich – wie ich mich zu erinnern glaube – vom Deutschschweizer Sprachverein. Dieser hielt einmal jährlich eine zweitägige Versammlung ab, an der die Thüerer und meine Eltern teilnahmen. 1965 kam ich dann in näheren Kontakt zu Thüerer, weil das «Komitee zur Würdigung der Schlacht von Marignano und ihrer Konsequenzen», in dem ich als Student Sekretariatsarbeiten verrichtete, von ihm die schöne historische Schrift «Die Wende von Marignano» verfassen liess. Diese Schrift verteilte ich während des EWR-Abstimmungskampfes in Bundesbern an Parlamentarier, um sie an den Sinn der schweizerischen Neutralität zu erinnern. 1977 fragte ich Thüerer an, ob er die Ansprache an einer Gedenkfeier für Johanna Spyri halten würde, was er dann auch tat. Obwohl ich Thüerer schätzte, war er für mich kein geistiger Lehrer, wie dies aus Zauggs Arbeit herausgelesen werden könnte.

Auch die Bekanntschaft mit Karl Schmid kam zufällig zustande: Als ich in den Sechzigerjahren an der Universität studierte, brachte mich ein Freund mit Hermann Burger, einem jungen Schriftsteller, zusammen. Dieser begeisterte uns für die Literaturvorlesungen des an der ETH tätigen Professors Karl Schmid, ein begnadeter, pädagogisch hervorragender Lehrer, der mir viele Werke der Schweizer Literatur – auch der damals Modernen wie Dürrenmatt, Frisch, Muschg, Bichsel, Burger – näherbrachte. An der ersten Vorlesung sprach Schmid über «Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen» von Peter Bichsel. Aber auch die klassische Literatur behandelte er grossartig. Ich erinnere mich an Schiller, Goethe, Fontane und die grossen Schweizer Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die ich zwar gut kannte, aber dank Schmid neu entdeckte. Erst vor kurzem las ich Schmid's Biografie und erkannte, was er ausserhalb der Hochschule in den Kriegsjahren und danach für die Schweiz geleistet hat. Doch ein geistiger Vater war auch er mir nicht.

Was halte ich heute von der damaligen geistigen Landesverteidigung? Bei allen Vorbehalten gegenüber solchen vom Staate angeordneten «geistigen» Beeinflussungen wäre der heutigen hochnäsigen akademischen Kritik immerhin entgegenzuhaltend, dass man die Botschaften der Menschen immer in die betreffende Zeit stellen muss. Die Schweiz hat es geschafft, ihre Unabhängigkeit, Freiheit und Demokratie zu bewahren. Und zwar – im und nach dem Zweiten Weltkrieg – umgeben und bedroht von der Übermacht fürchterlicher, unmenschlicher Diktaturen. Sie liess sich auch geistig nicht anstecken. Wenn die nachgeborenen Kritiker heute urteilen, man hätte alles ganz anders tun müssen, ist dies billiger Moralismus von Weltenrichtern, die in dieser Beziehung noch nie eine Verantwortung getragen haben. Ich bin sicher, dass viele heutige Sozialhistoriker froh sein werden, wenn sie dereinst ihre heutigen Aussagen mit dem Zeitgeist entschuldigen können. Zumindest haben sie die fragwürdige staatliche Geschichtsschreibung mit dem «Bergier-Bericht» sehr unkritisch

zugelassen oder dabei gar mitgewirkt. Während das Ziel der damaligen «geistigen Landesverteidigung» der schweizerischen Unabhängigkeit und der Abwehr der nationalsozialistischen Diktatur galt, lagen der durch den Staat verordneten, späteren Geschichtsschreibung weniger edle Motive zugrunde: Das Ideologische und das Finanzielle standen im Mittelpunkt. Das Resultat ist denn auch mehr als fragwürdig. Dass die Vordenker der geistigen Landesverteidigung wegweisend für meinen politischen Weg waren, glaube ich nicht, auch wenn sich mein Bild der Schweiz mit dem ihren in vielem decken mag.

Viel eher als bei den Vordenkern der geistigen Landesverteidigung fand ich meine Lehrmeister in der Literatur des 19. Jahrhunderts: So etwa bei Jeremias Gotthelf, dem – oberflächlich betrachtet – kraftvollen konservativen Kämpfer und Schilderer des bäuerlichen Lebens. Ich habe alle seine Werke schon früh gelesen. Seine beiden Romane «Uli der Knecht» und «Uli der Pächter» wurden für mich wegweisende Führungsromane für mein multinationales Unternehmen.

Gottfried Keller als Dichter besten Schweizer Bürgertums habe ich ebenfalls früh intensiv verschlungen. Angeregt durch meine Frau vertiefte ich mich in Meinrad Inglin, was mir einen brieflichen Disput und die Bekanntschaft mit Niklaus Meienberg brachte. Viel gibt mir auch Albert Ankers berührende, aufwühlende Bildwelt, die in jedem liebevollen Detail vom tröstlichen Gnadewort zeugt: «Siehe, die Erde ist nicht verdammt.»

Als Politiker imponierten mir der Berner Ulrich Ochsenbein als Schöpfer unserer modernen Bundesverfassung ebenso wie der Zürcher Alfred Escher, dessen gewaltigem Wirken unser Land den heutigen Wohlstand wie kaum einem andern verdankt. (Beide sind übrigens zu Lebzeiten als Dank für ihre Arbeit geschmäht und «zum Teufel gejagt» worden.) Es wären noch viele Persönlichkeiten zu nennen, die ich gelesen, studiert und an denen ich mich gerieben habe. Auf alle bin ich eher zufällig gestossen, getrieben vom Leben und auf der Suche nach Wirklichkeit.

Mich beeindruckt Rudolf Minger, der mir weit näher steht als die theorielastigen geistigen Landesverteidiger, weil er in der einfachen Sprache des Volkes seine Mitbürger zur Linken und zur Rechten in schwierigster Zeit listen- und trickreich für die Landesverteidigung gewann. Ein Vorbild bleibt auch General Henri Guisan – gelernter Bauer auch er –, der jede ideologische Rhetorik ablehnte und stattdessen nur scharf auf die Unterscheidung zwischen «schweizerisch» und «unschweizerisch» pochte.

Noch persönlich gekannt habe ich Friedrich Traugott Wahlen, den geistigen Vater der Anbauschlacht. Er hat mich später als Aussenminister beeindruckt, weil er in den Sechzigerjahren im Ausland erklärte, ihm persönlich sei die Neutralität zwar nicht so wichtig, aber das Volk hänge an ihr, und der Souverän stehe in der Schweiz nun einmal über seiner Magistratsperson.

Auch ein Achtundsechziger

Die Unruhen während und nach 1968 erlebte ich als Werkstudent an der Universität Zürich. Als gelernter Bauer mit einer abgeschlossenen landwirtschaftlichen Lehre begleitete ich das Geschehen mit Kopfschütteln. Ich stiess auf randalierende jüngere Studenten, Demonstranten aus meist wohlhabendem bürgerlichem Milieu. Für mich waren es Pubertierende mit Ablösungsschwierigkeiten vom Elternhaus wie auch von den Wohlstandsjahren, die sie durchlebt hatten. Sie holten ihr ideologisches Rüstzeug in den geschwätzigsten Theorien aus Berlin, Frankfurt und Paris, huldigten verbrecherischen Diktatoren, trugen Maos rotes Büchlein

unterm Arm, standen im Kalten Krieg auf der Seite der Kommunisten und rechtfertigten oder gebrauchten Gewalt. Da ihr lautstarker Protest zunehmend den geordneten Ablauf unseres Studiums behinderte, wurde ich mit einigen Gesinnungsfreunden in der Studentenpolitik aktiv. Ich präsierte damals die Fachschaft der Rechtsstudierenden und war Mitbegründer des heute noch bestehenden bürgerlich-liberalen Studenten-Rings als Gegengewicht zur sozialistisch bis marxistisch-revolutionären Mehrheit, aber auch zur linksliberalen Studentenschaft. Weder die 68er-Bewegung noch die Unruhen der Achtzigerjahre beruhten auf bedeutenden Geistesströmungen. Dass es sich vor allem um pubertäres Aufbegehren handelte, zeigt sich auch darin, dass die Exponenten später – fast ausnahmslos – von ihren revolutionären Idealen abwichen, sich meist im Mainstream eingliederten und ihre frühere Überzeugung eher alltäglichen Karrieren opferten. Als Student und stundenweiser Sekretär des Marignano-Komitees lernte ich den Gatten meiner «Schlummermutter» kennen, Dr. Werner Oswald, den Gründer, Miteigentümer und Verwaltungsratspräsidenten der damaligen Emser Werke AG. Er war ein schwieriger Patron alter Schule, aber ein grossartiger Charakter. Oswald hätte für seine Firmen alles gegeben. Er war mir anfänglich weniger industrielles Vorbild als vielmehr fruchtbarer Diskussionspartner, mit dem ich viele unternehmerische Meinungsverschiedenheiten ausfocht und dessen Vertrauen ich mir gerade durch die offengelegten Differenzen gewann. Dank Oswald lernte ich später beeindruckende Persönlichkeiten der Schweizer Wirtschaft kennen, die neben ihrem vollen beruflichen Engagement ganz selbstverständlich auch hohe Milizoffiziere, Staatsbürger und Patrioten waren. Ich denke etwa an Alfred Schaefer, Präsident der Schweizerischen Bankgesellschaft, oder an dessen Nachfolger Robert Holzach. Unter den Schweizer Industriellen ragte als markante Figur Max Schmidheiny hervor, der in den Fünfzigerjahren als Nationalrat an der Unbeweglichkeit der Bundesverwaltung verzweifelte, weshalb er es nur eine Legislatur in Bern aushielt.

Als anfänglicher Halbtagsangestellter bei Ems (ich hatte noch meine Dissertation zu schreiben) liess ich mich mit meiner jungen Familie in Meilen nieder. Mehrere Ortsparteien buhlten um meine Mitgliedschaft, nachdem ich 1970 an einer tumultuösen Gemeindeversammlung eine unangemessene Grossüberbauung der Firma Aluisse zu verhindern geholfen hatte. Ich trat der SVP/BGB-Mittelstandspartei bei und wurde nacheinander Gemeinderat, Kantonsrat, Nationalrat, Bundesrat und bin zurzeit wieder Nationalrat. 1977 übernahm ich das Präsidium der damals serbelnden SVP des Kantons Zürich. Die SVP war bei den nationalen Wahlen von 1975 erstmals unter zehn Prozent gefallen, und SP-Präsident Helmut Hubacher prophezeite ihr das nahe Ende als Bundesratspartei. Viele meiner Parteikollegen wähten jetzt den Erfolg in einer Wendung nach links, also in jene Mitte, in die damals alle bürgerlichen Parteien drängten. Ich hielt dagegen und sah den künftigen Erfolg einzig im Festhalten am liberalkonservativen Standpunkt. Dass ein sozialistischer Kurs ein Irrweg ist, war für mich schon wegen meiner bäuerlichen Ausbildung klar. Der Blick auf die Wirklichkeit des Lebens und der Menschen zeigte mir, dass das Menschenbild der Sozialisten falsch sein muss. Heute weiss man, dass ihre politischen Theorien zu nichts führten als zu ökonomischen Zusammenbrüchen und humanitären Katastrophen, die der Barbarei der Nazis in nichts nachstanden.

Mein wichtigster politischer Mitstreiter war anfänglich Nationalrat Otto Fischer, der profilierteste Neinsager der Siebziger-

jahre. Dieser freisinnige Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes hatte Linie, Mut, Beziehungen, Gespür für das Machbare und kannte seine Pappenheimer bei Freund und Feind. Ein wichtiger Mitkämpfer in der Bundesarena waren auch der konsequente Ordnungspolitiker Hans Letsch oder der Sozialpolitiker Heinz Allenspach. Es mag auffallen, dass ich in den Anfängen meine Gesinnungsgenossen eher in der FDP fand; erst nach und nach gelang es, meine eigene SVP auf eine konsequent marktwirtschaftliche und aussenpolitisch freiheitliche Linie einzuschwören.

In den 1980er-Jahren verloren die meisten Schweizer Politiker – wohl infolge von Übermut und einer gewissen Wohlstandsverwahrlosung in den guten Nachkriegsjahrzehnten – den Boden unter den Füßen. Die schwammige «Globalisierung» war in aller Munde. Mit dem Ende des Kalten Krieges setzte eine schwärmerische, jede Lebenswirklichkeit missachtende, grössenwahnsinnige Lebensauffassung ein. Politiker strebten nach Höherem als nach der unbedeutenden, kleinräumigen und engen Schweiz. Der Weg führte in die internationale Betriebsamkeit, in die Auseinandersetzungen der Grossmächte, in internationale Grossstrukturen, wo alle für alles und niemand für etwas verantwortlich sind. Der alarmierende Wirklichkeitsverlust und der Drang in internationale Organisationen führten dazu, dass ich Mitbegründer der AUNS (Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz) wurde, die ich dann präsidierte.

Die Wahrung der schweizerischen Staatssäulen Unabhängigkeit, Freiheit, direkte Demokratie, Föderalismus und Neutralität hatte so markant abgenommen, dass 1992 bei der EWR-Abstimmung plötzlich nur noch wenige Verteidiger des Sonderfalls standen. Wir waren anfänglich kaum mehr als «Das Fähnlein der sieben Aufrechten». Um in dieser fast aussichtslosen Situation der Bevölkerung die Werte unserer Staatssäulen vor Augen zu führen, bedurfte es eines sehr provokativen (also Reaktionen hervorrufenden) Vorgehens.

«Religiöse Phase»

Laut Thomas Zaugg habe ich in den Achtzigern so etwas wie eine «religiöse Phase» durchlebt. Nun, religiös im eigentlichen Sinne war und bin ich gewiss nicht, aber theologisch von Kindsbeinen an interessiert. Darum zeugt meine Einstellung zu Menschen und Dingen von einem «gesunden Gottvertrauen».

Zaugg belegt seine Erkenntnisse mit Kolumnen aus meiner Feder in der theologischen Zeitschrift «Reformatio». Einer meiner Universitätslehrer war Werner Kägi, dessen Naturrecht und Kirchlichkeit mir nie ganz geheuer waren. Kägi war aber allen Studenten ein freundlicher, väterlicher Förderer und prägte den wichtigen Satz: «Die Schweiz wird föderalistisch sein oder nicht sein.» Mehr noch beeindruckte mich aber sein Konterpart an der Universität Zürich, der Positivrechtler Hans Nef – später mein Doktorvater –, der uns das Misstrauen gegen naturrechtliche Willkür (wie sie im heutigen Völker- und Menschenrecht allzu oft herrscht) lehrte. Doch es war Werner Kägi, der mich anfragte, ob ich in der Zeitschrift «Reformatio» zuweilen eine theologische Kolumne schreiben wolle, um die Diskussion anzuregen. Ich bemühte mich, möglichst provokative, also Reaktionen hervorrufende Thesen zum schon damals erkennbaren Zerfall der Institution Kirche zu platzieren. Das Echo blieb gleich null, sodass ich die Kommentare in der «Reformatio» bald wieder einstellte.

Tatsächlich schöpfe ich meinen (bescheidenen) theologischen Fundus aus dem im Elternhaus Gehörten, den Gesprächen mit meinem Bruder Gerhard Blocher, insbesondere aber aus der

Lektüre der Schriften Karl Barths. Diesen bedeutendsten reformierten Theologen des 20. Jahrhunderts habe ich durch das Elternhaus kennengelernt. Mein Bruder studierte bei Barth. Mich beeindruckten die helvetisch-bernische Art, mit der er als Basler Professor ums richtige Wort rang, um es fast immer zu finden, die Bestimmtheit seines Auftretens, sein immer wieder aufflackernder Humor. Ich wusste, dass dieser mutige Professor in Bonn den Beamteneid auf Hitler verweigert und, in die Schweiz zurückgekehrt, eine Ausbildung als Ortswehrosoldat absolviert hatte, da er jeden Pazifismus gegen das Unrecht ablehnte. Leider ist sein Mut, den er gegen die Nazis zeigte, einer unbegreiflichen Nachsicht gegenüber den Kommunisten gewichen. Gleichwohl war er ein grossartiger theologischer Lehrer. Ich vertiefte und vertiefte mich gerne in seine Schriften und teile mit ihm die Vorliebe für Wolfgang Amadeus Mozart. Karl Barth ist zudem Erfinder des besten Buchtitels, den ich je gelesen habe. Seine theologische Kampfschrift gegen den naturrechtlich eingestellten Zürcher Kollegen Emil Brunner überschrieb Barth 1934 mit einem einzigen Wort: «Nein!» Dies inspirierte mich zu einer Semesterarbeit in der Rechtsphilosophie bei Hans Nef: «Das christliche Naturrecht – ein Widerspruch in sich selbst». Professor Nef quittierte sie mit seinem trockenen Humor: «Sie haben recht. Aber warum so scharf, Herr Blocher?»

Habe ich von alledem meine religiöse Einstellung? Vielleicht. Vielleicht ist es auch ganz anders.

Ich erinnere mich, dass ich als Bube das war, was man oft einen «Strick» nennt. Darum hatte ich schon früh meine Mutter in den sonntäglichen Gottesdienst zu begleiten, damit meine älteren Schwestern diesen «Strick» nicht auch noch hüten mussten. Da sass ich in der Kirchenbank neben meiner Mutter, und vor mir über dem Chorbogen der Kirche stand in schöner gotischer Schrift ein Spruch Huldrych Zwinglis: «Warlich, warlich, Gottes Wort wirt so gwüss sinen Gang haben als der Ryn, den mag ein Zyt wol schwellen, aber nit gstellen.»

In wie vielen Stunden, während langer Predigten, buchstabierte ich dieses «Worträtsel». «Schwellen»? Hat dies etwas mit «gschwellte Härdöpfel» zu tun? So fragte ich mich. Ich suchte den Sinn und «nagte» an diesem unverständlichen «Knochen», bis ich meine Mutter fragte: «Was heisst das alles?» Sie erklärte mir, dass man Gottes Wort anhalten, stauen – eben «schwellen» – könne, es aber nicht ewig auf- oder abhalten – «nit gstellen» – könne. Das sehe man am mir schon damals gut bekannten Rhein.

Oder wie viel prägte das tägliche Dankgebet meiner Mutter, einer einfachen, gescheiten Frau mit achtjähriger Schulbildung? Es war ihr nie zu viel, sich jeden Abend vor die Schar Kinder (sie hat elf Kinder geboren, aufgezogen und erzogen) zu setzen und – gleichgültig wie schwer, aussichtslos oder schön der Tag war – zu beten und zu danken für ebendiesen Tag und vor allem dafür, dass Gott «öis bhüetet häb». Mit dieser täglichen Erinnerung an die Gnade Gottes war meine Mutter theologisch – gerade wegen ihrer Einfachheit – sogar dem grossen Barth noch überlegen.

Aber eben: Wer oder was hat uns geprägt? Es bleibt ein Rätsel. Sicher ist: Es war die Fülle des Lebens – eben die Wirklichkeit.

Leserinnen und Leser des «Magazins» können das Buch «Blochers Schweiz» zum Sonderpreis von Fr. 29.00* statt Fr. 39.00 beziehen. Bestellungen an: nzz.libro@nzz.ch (Vermerk «Magazin-Angebot Blochers Schweiz»).

*Nur in der Schweiz, nur bis 26. April 2014 gültig, zzgl. Fr. 8.00 Versandkosten

THOMAS ZAUGG ist redaktioneller Mitarbeiter des «Magazins». thomas.zaugg@me.com